

III. 18.

Heidi Kramer geb. Beilharz

Lahr

Textfassung von: Sabine Raichle, Herrenberg

Wie der Krieg in das abgeschiedene Tal von Reinerzau kam

Sie erlebt das Kriegsende 15-jährig in einem abgeschiedenen Schwarzwaldtal, in **Reinerzau**, 12 km südlich von **Freudenstadt**: Bauernhöfe, Pfarrhaus, Gemeindehaus mit Schule und Rathaus. Ihr Vater ist ehrenamtlicher Bürgermeister, Gutsbesitzer und Sägereibesitzer. Sie geht nach Freudenstadt aufs Gymnasium: stundenlange Fußmärsche bis zum Bahnhof Alpirsbach. Die Woche über lebt sie bei der Oma in Freudenstadt, deren Söhne alle in Russland fallen. Einmal in der Woche hilft sie in einem Lazarett, wo sie 25 schwerverwundete Soldaten betreut. Als die ersten Bomben auf Freudenstadt fallen, wird die Schule geschlossen. Die Familie bringt sich in einer Waldhütte bei Reinerzau in Sicherheit. **Freudenstadt** brennt lichterloh, ist besetzt. Das heißt: Zwei mal 24 Stunden Freiheit jeglicher Art für die Soldaten, die plündern, marodieren und "eintausend Frauen vergewaltigen". In Reinerzau erscheint ein strammer deutscher Offizier, der befiehlt, Volkssturmänner zusammenzurufen und Panzersperren zu bauen. Der Vater will nicht, Offizier greift zur Pistole, der Vater zum Messer: der Offizier verschwindet. Nun kommen Franzosen auch ins Tal, plündern, bis ein jüdisch-französischer Offizier für Abhilfe sorgt. Tage vor dem Einmarsch wurden noch Waffen auf dem Gemeindehaus abgegeben, darunter Bajonette aus dem 70er-Krieg. Sie werden von einem Jungen aus der Nachbarschaft vergraben. Ein Kommunist aus Freudenstadt fordert den Vater auf, drei PGs, die sich ins Tal zurückgezogen haben, auszuliefern. Deren Wohnungen in Freudenstadt sind völlig zerstört. Ihr Vater erklärt den Auftrag für nicht durchführbar. Er wird zum Verhör geholt, die Bajonette werden ausgegraben: der Vater ist nun Gefangener und muss in Freudenstadt helfen, Trümmer zu beseitigen. Schwerstarbeit, er verfällt, wird krank und schließlich entlassen: "ein Schatten seiner selbst". Er stirbt mit 47 Jahren, bis zum Tod von der Tochter gepflegt. Dennoch: Sie wohnt seit langem in Lahr und hat herzliche Kontakte zu Franzosen in der Partnerstadt Dole aufgebaut.

Nur noch Chaos

Als 1945, am Ende des „Tausendjährigen Reiches“, Freudenstadt infolge des starken Bombardements und eines verheerenden Feuersturms in Schutt und Asche fiel, lebte ich, 15-jährig, mit meiner Familie in einem nahe gelegenen und dennoch sehr abgeschiedenen Tal des Hochschwarzwaldes, genannt Reinerzau. Dieses tief eingeschnittene, lang gezogene Tal, 12 km südlich von der Kurstadt Freudenstadt gelegen, war lediglich über eine schmale, kurvenreiche Straße von Norden her über Schömberg / Loßburg und vom Süden her, am Talausgang, über Schenkenzell sowie über eine steile Anhöhe durch den Wald über Alpirsbach erreichbar.

Die idyllische „Beschaulichkeit“ seiner Lage bescherte seinen Bewohnern einerseits ein von den kriegerischen Tumulten kaum beeinträchtigtes Leben, andererseits bedingte es lange Wegezeiten für

diejenigen, die auf irgendwelche Ämter oder Behörden mussten, oder besondere Einkäufe, die über die Selbstversorgung hinausgingen, zu tätigen hatten. Administrativ grenzten wir auf der Höhe von Schenkenzell unmittelbar an Baden, was zu jener Zeit eine strikte Landes-, Sprach- und Religionsgrenze bedeutete. Reinerzau , württembergisch und evangelisch, unterstand in Sachen Religion Tübingen und in Dingen der Verwaltung Stuttgart. Schenkenzell war katholisch und Freiburg zugeordnet. Der spätere Zusammenschluss von Baden-Württemberg, den manche bis heute nicht verdaut haben, war damals undenkbar.

Unser Tal, 7 km lang, bestand aus vereinzelt Bauernhöfen, einem Pfarrhaus, einem Gemeindehaus, welches das Rathausbüro, zwei Schulräume sowie die Lehrerwohnung beherbergte. Die Verdienstmöglichkeiten der erwerbsfähigen Erwachsenen beschränkten sich auf die Arbeit als Magd oder Knecht, Waldarbeiter oder Säger. Öffentliche Verkehrsmittel gab es keine. Kontakte zu anderen Bewohnern oder über das Tal hinaus bedingten zeitaufwändige, mühsame Fußmärsche oder Fahrten mit den Fuhrwerken, es sei denn man besaß ein Auto - wie Vater, der allerdings der einzige war.

Dieser, der Sohn einer begüterten Waldbauern- und Gutsbesitzerfamilie, hatte 1928 , nachdem er das Hofgut eines verstorbenen Onkels übernehmen musste, unser Wohnhaus nach modernsten Gesichtspunkten bauen lassen. Sehr fortschrittsorientiert faszinierten ihn alle neuen technischen Errungenschaften, und so hatten wir bereits u.a. eine Zentralheizung und ein Telefon im Haus. Mein Vater bewirtschaftete etwas Land und baute zusammen mit einem Teilhaber ein kleines Sägewerk um. Ehrenamtlich war er zum Bürgermeister, genannt Schultes, gewählt. Da er mit einem Herzfehler geboren worden war, wurde er nie Soldat.

Bildung war für ihn eine der wichtigsten Lebensgrundlagen, weshalb er mich nach der Grundschulzeit, die ich noch mit mehreren Klassenstufen in einem Raum verbrachte, nach Freudenstadt auf die höhere Schule schickte. Die Woche über lebte ich dort bei einer Großmutter, deren beide Söhne an der Front waren. Samstagmittag bis Montag früh durfte ich nach Hause, was für mich, abgesehen von der Bahnfahrt Freudenstadt/Alpirsbach, stundenlange Fußmärsche bei Wind und Wetter, zu jeder Jahreszeit und im Alleingang bedeutete. Kinder der Schwarzwaldhöfe wurden früh an Selbstverantwortung und Belastbarkeit gewöhnt.

Auch sonst begriff ich schnell den Ernst des Lebens, da alle meine Onkels irgendwo im Ausland Soldat waren. Einmal in der Woche brachte mich eine Nachbarin meiner Großmutter in eines der vielen Lazarette, die es in Freudenstadt gab, wo ich 25 schwerverwundete Soldaten mit komplizierten Knochenoperationen betreute. Keiner von ihnen konnte gehen, und ich übernahm viele Handreichungen, so z.B. auch das Briefeschreiben.

In den letzten Kriegswochen zitterten wir vor Angst in unserem Keller, bis die Bomberpulks endlich über uns weiterflogen. Bahnhöfe und Gleisanlagen wurden täglich von Jagdfliegern beschossen. Bei Alarm

während des Schulunterrichts wurden wir Schüler einzeln nach Hause geschickt, weil selbst Kinder unter Beschuss genommen wurden. Als die ersten Bomben fielen, sahen wir noch ahnungslos zu. Dann wurden die Schulen geschlossen. Ich ging zurück zu meiner Familie nach Reinerzau.

Inzwischen bereitete sich die Bevölkerung in unterschiedlichster Weise auf die bevorstehende Besetzung durch die Franzosen vor. Niemand hatte eine Ahnung, wie diese ablaufen würde und was dabei zu tun wäre, und keiner sprach Französisch. Mein Vater erhielt täglich Anrufe von Bürgermeistern umliegender Gemeinden, die ihm mitteilten, dass der Feind auf dem Hof stünde und sie sich von ihm verabschieden wollten. Nach und nach hörte man Geschosse in der Ferne und im Norden standen Feuersäulen. Freudenstadt brannte lichterloh. Vereinzelt kamen Flüchtlinge in Kleidungsstücken vom roten Kreuz vorbei und suchten Unterkunft.

Das alles erschien uns zunehmend unheimlich und bedrohlich, so dass wir einen landwirtschaftlichen Wagen mit Hausrat und Lebensmitteln beluden und in einer entfernt tief im Wald an einer Quelle liegenden Holzhütte die folgenden Tage abwarteten, während wir dem Geschützfeuer aus der Ferne zuhörten. Allmorgendlich ging mein Vater mit einem Dienstmädchen ins Tal, um die Kühe und sonstigen Tiere zu versorgen.

Im Tal hatte sich bis dato noch immer nichts verändert. Von den Flüchtlingen erfuhr man von den verheerenden Bränden in Freudenstadt und dass die Besatzer „Farbige“, das hieß Marokkaner waren, die, gemischt mit den übrigen Franzosen oder von diesen nur kommandiert, auftraten. Ab sofort gab es keine deutschen Behörden oder Polizei mehr. Die Stadt lag in Trümmern. Die Menschen standen für Wasser und Kleidung an und suchten überall nach Nahrungsmitteln. Nichts, aber auch gar nichts war organisiert. Laufend stürzten Gebäude ein, Straßen waren zugeschüttet, und der Feuersturm brannte alles, was von ihm erreicht wurde, restlos ab. Auf den Dächern der noch verschonten Häuser versuchten die Bewohner mit Hilfe von Wassereimern dem Flammenflug zu trotzen. Immer mehr Menschen hatten keine Wohnung mehr und irrten suchend nach einer Bleibe umher.

Der Soldateska der Besatzer waren zwei mal 24 Stunden Freiheit jeglicher Art zugesichert worden, was im Klartext hieß, dass keine Tür verschlossen sein und kein Wunsch verweigert werden durfte. Über eintausend Frauen wurden vergewaltigt, Uhren, Radios und sonstige Wertsachen wechselten den Besitzer. Die Okkupation eines großen Weinlagers begünstigte das marodierende Treiben. Jeder, der solche Zeiten miterlebt hat, weiß, was Chaos bedeutet.

Während dessen erlebten wir in der Reinerzau ein wahrlich kurioses Ende deutscher Verteidigungsstrategie auf verlorenem Posten. Eines Tages erschien ganz überraschend aus dem puren Nichts ein strammer deutscher Offizier bei meinem Vater und ordnete das sofortige Zusammenrufen verbliebener Volkssturmmänner zur Schließung und Besetzung der Panzersperren an den Ortsein- bzw. Ausgängen

an. Das Land müsse verteidigt werden, und bei Nichtbefolgung seiner Befehle müsse er, anderen Tags wiederkehrend, meinen Vater standrechtlich erschießen.

Die Einwände, wie sinnlos dieses Unterfangen wäre, da das Tal bereits von allen Seiten von feindlichen Truppen umringt, keine Munition zur Verfügung und nur eine Handvoll alter Männer zugegen wären, jedoch keine Soldaten, ließ der Offizier nicht gelten. Am anderen Tag erschien er tatsächlich nochmals und griff drohend nach seiner Pistolentasche. Mein Vater als unerschrockener, zielsicherer und schneller Schütze weithin bekannt, parierte überraschend mit einem Taschenmesser und forderte den Offizier auf, sinnvollerweise Fersengeld zu geben, was dieser dann auch umgehend tat. Seinen Namen hat nie jemand erfahren. Nach wie vor waren wir mitten im grausigen Geschehen unbesetzt.

Die Evakuierten und die Flüchtlinge, die ins Tal kamen, hatten nichts zu essen, da sie keine Selbstversorger wie wir waren und es bei uns keine Einkaufsläden gab. Mein Vater veranlasste, dass jeder Bauer ein Rind und diverses Kleinvieh schlachten und öffentlich verkaufen musste. Ein fremder Kurgast aus dem Lungensanatorium durchbrach die künstliche Haut der Isolation und wies der französischen Besatzungsmacht den Weg zu uns. Fortan war es um unsere Ruhe geschehen. In der Folge wurden wir von wilden Soldatentrupps heimgesucht und jeder dieser Männer, unsere Unwissenheit ausnutzend, versorgte sich nach Herzenslust mit allem Brauchbaren, insbesondere Lebensmitteln, nichts war mehr sicher.

Im weiteren Verlauf dieser „wilden Zeit“, in der wir viel Angst um uns und das verbliebene Vieh ausgestanden hatten, sorgte ein jüdisch-französischer Offizier nachhaltig für Abhilfe. Alle Bewohner wurden aufgefordert, die Autonummern der Soldatentrupps dem Ortschütz der Gemeinde zu melden, welcher jenem Offizier, genannt Rotkäppchen, Bericht zu erstatten hatte. Wenige Tage vor dem Einmarsch der Alliierten lagerten im Gemeindehaus noch antike, aus Privatbesitz stammende Waffen. Diese waren von den alten Bauern gebracht, aber behördlicherseits nie abgeholt worden. Die Lehrersfrau, der es mit den sechs Bajonetten aus dem 70-er Krieg zunehmend unbehaglicher wurde, ersuchte meinen Vater um eine Lösung dieses Problems. Sie wollte dieses Arsenal nicht länger beaufsichtigen müssen. Vater ordnete beim Ortschütz das Vergraben dieser Liebhaberstücke samt der Ortsfahne an. Dieser wiederum beauftragte damit einen Jungen aus der Nachbarschaft. Vorerst schien alles gut und pragmatisch geregelt.

Wenige Tage nach der Übergabe der deutschen Verwaltung an die Franzosen wurde mein Vater in Freudenstadt von einem deutschen Kommunisten dazu aufgefordert, drei Freudenstädter, die die Übergangszeit bei Bekannten in unserem Tal verbrachten, innerhalb von zwei Tagen nach Hause zurück zu schicken. Auszuliefern waren ein Handwerksmeister, ein Herr der Stadtwerke und ein Blinder. Mein Vater besichtigte gleich an Ort und Stelle deren Wohnungen, die er völlig zerstört vorfand, und erklärte den Auftrag für nicht durchführbar.

Die Reaktion der neuen Ordnungsmächte erfolgte postwendend. Mein Vater wurde vom Acker weg auf einen großen LKW geladen und zum Verhör ins Rathaus gefahren. Der 15-jährige Junge musste unter Bewachung und dem Beisein des Ortschaftszweites die alten Bajonette wieder ausgraben. Nach stundenlangen Verhören wurden die drei Freudenstädter zusammen mit meinem Vater bei uns in den Hof gefahren. Unter fortgesetzter Bewachung durfte sich Vater umkleiden, während die französische Miliz mit meiner Mutter das ganze Haus durchsuchte. Einer der Soldaten bewachte mich mit der Maschinenpistole im Anschlag mitten im Hausflur.

Allmählich dämmerte uns, dass unser bis dahin unbescholtenes Familienoberhaupt ein französischer Gefangener war, der mitgenommen werden sollte. Wir waren völlig fassungslos und weinten alle. Wohin sie ihn bringen und wie es weitergehen sollte, erfuhren wir nicht. Wir empfanden das als vollkommen willkürlichen Menschenraub, als einen Vorgang, für den es einfach keine plausible Erklärung gab. Die Recht- und Hilflosigkeit jener Tage war uns bis zu diesem Zeitpunkt völlig fremd und unbegreiflich. Es gab keinerlei Erklärungen und keinerlei Zuständigkeit. So etwas kannten wir bis 1945 nicht. Ich war 15 Jahre alt und verstand die Welt nicht mehr.

Langsam kehrte der Alltag in unser Tal zurück. Die Leute wurden von einem Bäcker und einem Metzger versorgt. Die kleinen „Tante Emma Lädchen“ nahmen ihre Geschäfte wieder auf. Die Schule wurde wieder geöffnet und vereinzelt kamen deutsche Soldaten aus der Gefangenschaft zurück. In unserer Familie hielt die Normalität nicht so schnell wieder Einzug. Vater blieb über Monate ein Gefangener. Er wurde geschlagen und misshandelt. Bei den Aufräumarbeiten in den Ruinen Freudenstadts wurde er zur körperlichen Schwerstarbeit herangezogen, wie ich zufällig und heimlich aus der Ferne von einem angrenzenden Stadtteil aus beobachten konnte. Die ganze Stadt war eine einzige Baustelle, doch war das Haus meiner Großmutter glücklicherweise unversehrt stehen geblieben, so dass ich wieder zur Schule gehen konnte.

Ich grübelte unablässig darüber nach, was mein Vater verbrochen haben konnte, was seine Inhaftierung und Misshandlung gerechtfertigt hätte. Es ging ihm von Tag zu Tag gesundheitlich zunehmend schlechter. Der einst stattliche Mann magerte rapide ab. Nach mehreren Barackenaufenthalten wurde er in Gefängnis überführt, wo es erstmals ärztliche Behandlung gab. Die Strapazen verursachten bei ihm einen erschreckenden körperlichen Verfall.

Im Zuge eines Gerichtsverfahrens wegen der vergrabenen Bajonette wurde Vater in das Landesgefängnis nach Rottenburg verlegt. Aufgrund eines lang andauernden Nasenblutens blieb er allein in seiner Zelle zurück und durfte nicht zum Arbeitseinsatz. Die Mitgefangenen, die ihn abends in einer Blutlache vorfanden, veranlassten eine Untersuchung vom Roten Kreuz in Tübingen. Auf die Weise kam er zu einem dortigen Klinkaufenthalt. Er wurde aus der Gefangenschaft entlassen und kam als freier, aber todkranker Mann nach Hause. Er war völlig eingefallen, um Jahre gealtert und nur noch ein Schatten seiner selbst. Er hatte sich von diesen Torturen nie mehr erholt. Ich habe ihn in den folgenden vier Jahren,

in denen er neun Schlaganfälle erlitt, gepflegt und ihn 47-jährig zu Grabe getragen. Die Gründe für die willkürliche Verhaftung blieben für immer ein Rätsel.

Als der Krieg zu Ende ging, war ich 15 Jahre alt, meine Geschwister 11 und 3 Jahre. Angst und Schrecken waren über lange Zeit unsere permanenten Begleiter, unter anderem auch deshalb, weil meine Mutter, wiederkehrend unter epileptischen Anfällen leidend, ständig Gefahr lief, verraten und deportiert zu werden. Nach Ablauf des „Tausendjährigen Reiches“ war so vieles, woran wir geglaubt und was wir erhofft hatten, was wir kannten und uns vertraut war, viele unserer Träume und Erwartungen an das Leben vorläufig zunichte gemacht. Wir lebten, wir bauten auf und suchten nach einer neuen Identität. Die Söhne meiner Freudenstädter Oma kamen nicht lebend aus Russland zurück.

Zu einem meiner schwerverwundeten deutschen Soldaten, den ich im Lazarett betreut hatte und der von seiner Frau nach Ostdeutschland zurückgeholt wurde, hielt ich noch jahrzehntelang brieflichen Kontakt. Soweit es mir möglich war, habe ich ihm seine Wünsche nach westlichen Konsumartikeln sowie dringend benötigter Medikamente zur Versorgung seiner Kriegsversehrung erfüllt.

Im Rahmen einer deutsch-französischen Städtepartnerschaft zwischen Lahr/ Schw. und Dole im Jura, sowie im Umgang mit den auf dem Nato-Flughafen in Lahr stationierten französischen Streitkräften haben wir uns sehr um eine freundschaftliche Annäherung an den ehemaligen „Erzfeind“ bemüht. Obwohl die Eindrücke der Kriegs- und Besatzungszeit auf beiden Seiten lange nachwirkten, gelang es doch nachhaltig, intensive und herzliche Kontakte aufzubauen. Denn irgendwann sollte diese ewige Hassen und Vergelten ein definitives Ende haben und ein kooperatives, freundschaftliches und respektvolles Miteinander möglich sein.

Dennoch begleitet mich seit Kriegsende eine fortgesetzt tiefe Trauer über diesen kollektiven Wahnsinn, über die Sinnlosigkeit der totalen Zerstörung in ganz Europa sowie der Schmerz über alle Verluste, gleich welcher Art, die wir und Millionen anderer erlitten haben. Für einen Krieg und das damit verbundene Leiden der Menschen gibt es niemals eine wirkliche Rechtfertigung. Je älter wir Kinder des Zweiten Weltkrieges werden, um so mehr rücken uns die Schrecken jener Jahre wieder ins Bewusstsein. Erlösen kann uns davon nur der eigene Tod und ein wenig die Gewissheit, dass es uns trotz der Horrorzeiten gelungen ist, uns aufzurappeln und uns und den nachfolgenden Generationen eine neue lebens- und liebenswerte Heimat in einem, wie wir alle hoffen wollen, geeinten und friedvollen Europa aufzubauen.

Heidi Kramer, geb. Beilharz